
KOMMUNIKATIVE UND EXTRAKOMMUNIKATIVE BETRACHTUNGSWEISEN IN DER PHONETIK

GEROLD UNGEHEUER

Es soll hier keine Theorie über irgendeinen Bereich der phonetischen Erscheinungen vorgelegt werden. Vielmehr möchte ich die Aufmerksamkeit auf einen Tatbestand lenken, der, obgleich von alltäglicher Evidenz, in den Kommunikationswissenschaften ebenso wie in der Phonetik und Linguistik weithin unbeachtet geblieben ist. Ich möchte zeigen, welche Scheinprobleme aus dem Nichtbeachten dieses Tatbestandes erwachsen und welche Konsequenzen in der Phonetik vor allem aus seiner Existenz zu ziehen sind. Abschließend werde ich das Verhältnis der aus diesen Konsequenzen resultierenden Konzeptionen gegen scheinbar gleiche oder ähnliche in Phonetik und Linguistik zu analysieren versuchen.

Der angedeutete Sachverhalt läßt sich in folgenden Beobachtungen fixieren. Jedes menschliche Individuum macht mit seiner Sprache (oder: hat von seiner Sprache) eine doppelte Erfahrung. Ein erster Erfahrungsbereich wird geschaffen durch die sprachlichen Kommunikationsprozesse selbst: die Individuen kommunizieren mit Hilfe von Sprache; sie erleben dabei Sprache unter ganz bestimmten, eben kommunikativen Bedingungen; sie realisieren Kommunikationsakte und setzen dabei gezielt die ihnen zur Verfügung stehenden linguistischen Mittel ein. Der zweite Erfahrungsbereich ist eingebettet in die vielfältige Aktivität von Wahrnehmungen und Handlungen menschlicher Individuen: sie beobachten sprachliche Kommunikationsprozesse zwischen anderen Individuen, ohne selbst darin verwickelt zu sein, und überschauen in der Retention eigene Kommunikationsakte; in extrakommunikativen Artikulationen nehmen sie Regel- und Gesetzmäßigkeiten der Lautung wahr; durch repetierendes Einüben lernen sie sprachliche Paradigmen und in gleicher Weise verschaffen sie sich einen Überblick über den Wortschatz fremder Sprachen.

In dieser Beschreibung, in der es allein auf die Abgrenzung der beiden Erfahrungsbereiche ankommt, wurde der Terminus „Sprache“ undifferenziert und undefiniert verwendet. Zwei mögliche Interpretationen des Terminus erleichtern das Verständnis der nachfolgenden Erläuterungen. Sprache kann einmal verstanden werden als die Gesamtheit konkreter Kommunikationsprozesse bestimmter Art, die in einer menschlichen Gemeinschaft beobachtet werden; zum anderen kann Sprache interpretiert werden als die Gesamtheit der kommunikativen Mittel, die zur Verwirklichung dieser Prozesse notwendig sind (man könnte von der entsprechenden Grammatik der Sprache sprechen, wenn man Lexikon und Lautung einschließt). Im Hinblick

auf diese beiden Interpretationen läßt sich die zuvor gegebene Beschreibung spezifischer menschlicher Verhaltensweisen in folgende Sätze zusammenfassen.

1. Jedes menschliche Individuum erfährt sprachliche Kommunikationsprozesse in zweifacher Weise, indem es entweder:
 - 1.1 Kommunikation vollzieht (d. h. kommuniziert) und damit als Kommunikator, d. h. als Teilnehmer an einem Kommunikationsgeschehen in Erscheinung tritt,
oder aber
 - 1.2 Kommunikation beobachtet, entweder als externer Beobachter fremder Kommunikationsakte oder als Beobachter eigener, die retentional, d. h. in der Erinnerung, in unterschiedlichen Modifikationen der Wahrnehmung zugänglich sind.
2. Jedes menschliche Individuum hat einen zweifachen Umgang mit den Mitteln der sprachlichen Kommunikation:
 - 2.1 im Vollzug der Kommunikationsakte, indem es sie einsetzt, eine sprachliche Verständigung zu erreichen;
 - 2.2 in manipulierender Beobachtung, indem es sie außerhalb kommunikativer Geschehen zur Kenntnis zu nehmen, einzuordnen und zu klassifizieren versucht.

Die beiden hier konstatierten, menschlichen Verhaltensweisen nenne ich *den kommunikativen bzw. den extrakommunikativen Umgang mit der Sprache*. Mit dieser Unterscheidung ist keinerlei negative oder positive Wertung verbunden. Der Tatbestand wird lediglich als evident festgestellt. Im übrigen kann sofort ergänzt werden, daß für das sprachliche Verhalten der Menschen die extrakommunikative Beschäftigung mit den sprachlichen Mitteln ebenso wichtig ist wie ihr kommunikativer Einsatz.

Es muß erwähnt werden, daß die Differenz zwischen dem Handlungsvollzug unter Mitwirkung eines Werkzeugs und der vergegenständlichenden (objektivierenden) Beobachtung (Wahrnehmung) dieses Werkzeugs in der Phänomenologie Heideggers als wichtige Kategorien unter den Titeln „Zuhandenheit“ und „Vorhandenheit“ abgehandelt wird. In nuce ist in der hier thematisierten Unterscheidung die Dichotomie von Praxis und Theorie angelegt.

Die Termini „kommunikativ“ und „extrakommunikativ“ können leicht mißverstanden werden, wenn man nicht folgende Vereinbarung einhält. Zu jedem Kommunikationsprozeß gehört eine spezifische Umgebung, eine Gesamtheit von Erscheinungen, die ihn einhüllt und zu der mannigfaltige Beziehungen bestehen. Diese Umgebung nenne ich die Kommunikationssituation; ihre Wechselwirkung mit dem Kommunikationsprozeß ist Gegenstand einer kommunikationswissenschaftlichen Ökologie. Die Kommunikationssituation selbst besteht in vielen Fällen wieder aus Kommunikationsprozessen. Hieraus ergeben sich nun Schwierigkeiten

in der Verwendung der Begriffe „kommunikativ“ und „extrakommunikativ“; denn sehr häufig muß ein Sachverhalt, der zu einer einhüllenden Kommunikationsumgebung gehört, in bezug auf den entsprechenden Kommunikationsprozeß als extrakommunikativ, für sich selbst genommen aber als kommunikativ deklariert werden. So enthält der extrakommunikative Umgang mit der Sprache sicherlich wieder kommunikative Akte, da aber diese in Relation zu dem ins Auge gefaßten sprachlichen Kommunikationsgeschehen zur Kommunikationssituation gehören, besteht die Verwendung des Terminus „extrakommunikativ“ gemäß seiner Definition zu Recht. Beide Termini sind relative Bezeichnungen; sie werden verwendet relativ zu demjenigen Kommunikationsprozeß, der Gegenstand der Analyse ist.

Bisher wurden Fakten aus dem sprachlichen Leben der menschlichen Individuen registriert. Es muß nun die Frage beantwortet werden, welche Konsequenzen die gefundene Unterscheidung im menschlichen Verhalten in Phonetik und Linguistik, genauer: für deren Methodologie, Hypothesen und Theorienbildung zu ziehen sind.

Zunächst kann man eine bemerkenswerte Asymmetrie in der Relation der beiden Verhaltensweisen zu wissenschaftlichen Arbeiten schlechthin feststellen. Das Beobachten und Beschreiben von empirischen Daten, auch die experimentelle Forschung können als die wissenschaftliche Ausformung extrakommunikativen Umgangs mit den Phänomenen angesehen werden. In den vielen Bereichen der Wissenschaften, wo es im Objektbereich auf die Unterscheidung zwischen kommunikativem und extrakommunikativem Verhalten nicht ankommt (wohl aber häufig auf den zwischen „Vorhandenheit“ und „Zuhandenheit“), braucht dieser Tatsache keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet zu werden. In allen kommunikationswissenschaftlichen Analysen jedoch, also auch in phonetischen und linguistischen, taucht das besondere methodologische Problem auf, daß sich der Wissenschaftler selbst bei seinen Forschungen zwar in die Position der extrakommunikativ handelnden und wahrnehmenden Individuen versetzen kann, die kommunikative Verhaltensweise ihn jedoch sofort aus seinem Beobachtungsturm herausführt, ihn in die menschliche Gemeinschaft zwingt, aus der er nicht mehr als dieses besondere Individuum „Wissenschaftler“ herausragt. Wissenschaft basiert eben prinzipiell auf Beobachtung und Reflektion, sprachliche Kommunikation ist keines von beiden, wenn auch im menschlichen Gesamtverhalten diese wohlpräparierten Kategorien ineinander verschmolzen erscheinen. So ist es nicht erstaunlich, daß in einer kommunikationswissenschaftlichen Disziplin bei Mißachtung dieser Sachverhalte nahezu wie von selbst alle Erkenntnisse auf extrakommunikative Verfahren reduziert erscheinen, wie es tatsächlich in Phonetik und Sprachwissenschaft — das wird noch genauer zu zeigen sein — in weiten Bereichen der Fall ist.

Die wichtigste Folgerung aus der gefundenen Differenz ist daher die, daß bei jeder kommunikationswissenschaftlichen Forschung die Ergebnisse aus einer Analyse extrakommunikativen Verhaltens nicht ohne weiteres und nicht ohne zusätzliche Untersuchungen in den Bereich kommunikativen Verhaltens übertragen werden dürfen, und umgekehrt. Die Forderung lautet: für jeden der beiden Objektbereiche

müssen die adäquaten methodischen Verfahren und die Elemente von Hypothesen- und Theorienbildung unabhängig voneinander aufgebaut werden, bevor die bestehenden Zusammenhänge eruiert werden können. Aus der zuvor erwähnten Charakteristik wissenschaftlichen Arbeitens folgt freilich auch, daß kommunikative Verhaltensweisen und die in ihnen realisierten Systeme von linguistischen Mitteln und kommunikativen Prozeßeinheiten nur extrakommunikativ erforscht werden können. Die darin liegende Schwierigkeit war Hindernis genug, die weitaus meisten Verfahren und Konzeptionen, die in Phonetik und Linguistik bis jetzt bekannt geworden sind, auf extrakommunikatives Verhalten zu beziehen oder zu projizieren. (Auch in der Wissenschaft wird wie in anderen Lebensbereichen bewußt oder unbewußt zuerst das Einfachere abgearbeitet; Schwieriges wird häufig tabuiert, indem man es als uninteressant deklariert.) Die beiden auch in der Phonetik notwendigen methodologischen Ausgangspunkte habe ich im Titel dieses Vortrags, nicht ganz glücklich vielleicht, als kommunikative und extrakommunikative Betrachtungsweisen bezeichnet.

Bevor ich daran gehe, die Rolle des Kommunikativen und Extrakommunikativen in der Phonetik an einigen Beispielen aufzuzeigen, möchte ich kurz darauf hinweisen, daß ich unter Phonetik, moderner Phonetik, die Wissenschaft von allen lautungsbezogenen Erscheinungen der sprachlichen Kommunikation verstehe. Dies schließt die Phonologie als rechtverstandene funktionelle Phonetik ebenso mit ein wie z. B. jede Art diachronischer Phänomene in diesem Bereich. Die Unterscheidung Trubetzkoy zwischen naturwissenschaftlicher Phonetik und geisteswissenschaftlicher (bzw. sozialwissenschaftlicher) Phonologie halte ich für obsolet. So etwas wie einen „Sprachlaut“ nehme ich freilich nicht als den elementaren phonetischen Gegenstand an; er ist ein abgeleiteter wie andere auch.

Wenn ich nun einige theoretische Elemente der klassischen Phonologie von Trubetzkoy bis Harris näher betrachte, so handelt es sich also in dieser Sicht durchaus um ein phonetisches Thema. Diese Elemente sind sämtlich, gleichgültig ob sie auf distributionelle Analysen angelegt sind oder nicht, von extrakommunikativen Manipulationen linguistischer Einheiten abgeleitet. Es erscheint mir dem Ort dieses Kongresses angemessen, diesen Sachverhalt kurz am Beispiel der phonologischen Theorie Trubetzkoy etwas genauer herauszuarbeiten.

Im Mittelpunkt der klassischen Phonologien steht der Begriff des Phonems, dessen Definition so angelegt ist, daß sie zugleich die Bedingungen einer „discovery procedure“ erfüllt. Die Phonemdefinitionen enthalten immer zwei Bestimmungskomplexe: einen funktionellen, der den phonologischen Grundgedanken berücksichtigt, und einen stoffgebundenen. Die Definitionen und damit auch die phonologische Analyse gehen aus von einem transkribierten Text, von einem linguistischen Corpus also, das nach rein auditiven Gesichtspunkten segmentiert ist.

Der funktionelle Bestimmungskomplex wird bei Trubetzkoy beherrscht von der „bedeutungsunterscheidenden Funktion“: Phoneme sind die kleinsten Lautsegmente eines Wortes, die eine solche Funktion ausüben. Praktisch wird diese Funktion

festgestellt durch „distinktive Oppositionen“ z. B. bei Minimalpaaren oder nach distributionellen Kriterien (man kann nachweisen, daß die „discovery procedures“ Trubetzkoy bereits distributionell im Sinne des amerikanischen Strukturalismus arbeiten). Der stoffgebundene Bestimmungskomplex operiert mit dem Begriff der phonetischen Ähnlichkeit. Nur diejenigen nicht in distinktiver Opposition vorgefundenen Lautsegmente werden zu einer funktionellen Klasse zusammengefaßt, die phonetisch ähnlich sind. Jede phonologische Analyse einer natürlichen Sprache führt zu einem Phonemsystem, das zusammen mit den Kombinationsregeln, die die Phoneme erfüllen, den strukturellen Status der Lautungen dieser Sprache charakterisieren.

Man hat nun schon seit langem bemerkt, daß bei der Anwendung dieses phonologischen Verfahrens charakteristische Schwierigkeiten auftauchen, die zum Teil mit anderen Voraussetzungen der Theorie zusammenhängen, die hier nicht interessieren. Zuletzt haben Chomsky und seine Mitarbeiter unter Hinweis auf diese Schwierigkeiten eine Phonologie im Sinne des klassischen Strukturalismus überhaupt in Frage gestellt. Auf diese Auseinandersetzung kann ich hier nicht eingehen. Für mein Thema erscheint mir nur ein Moment dieser Kontroverse wichtig, nämlich die Frage nach dem „Existenzmodus“ von so etwas wie Phonemen. Unter Existenz verstehe ich hier die Rolle solcher Einheiten entweder in einem theoretischen Modell als Konstrukte oder als Elemente der Realität in psychologischer oder physikalischer Interpretation. Eingeschlossen ist darin auch die Weise, in der Chomsky das Wort verwendet, wenn er Phonologien der beschriebenen Art als irrelevant ablehnt mit der Bemerkung: „... the existence of an additional level is highly dubious...“.¹

Trubetzkoy hatte sich zuletzt zu einer anti-psychologistischen Position durchgerungen. Phoneme definiert er eindeutig als „abstraktive Einheiten“, und ebenso eindeutig unterscheidet er die Phoneme von ihren Realisationen. Welche Rolle spielen dann aber diese Einheiten im sprachlichen Verhalten der menschlichen Individuen?

Zur Beantwortung dieser Frage müssen einige Merkmale der phonologischen Theorie Trubetzkoy gesammelt werden. Zunächst bemerkt man, daß der Phonembegriff allein aus extrakommunikativen Betrachtungsweisen hervorgeht. Der Kommutationstest wie auch die Feststellung von Distributionen sind extrakommunikative Manipulationen an extrakommunikativ transkribiertem Material. Die Ergebnisse einer phonologischen Analyse können daher nach den vorhergehenden Erörterungen, wenn überhaupt, nur im extrakommunikativen Verhaltensbereich der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft interpretiert werden.

Eine befriedigende Interpretation dieser Art wird nun allerdings erschwert durch die Tatsache, daß der stoffgebundene Bestimmungskomplex in der Definition des Phonems das Moment der phonetischen Ähnlichkeit in fragmentarischer Form ein

¹ N. Chomsky: Current issues in linguistic theory, The Hague, 1964, S. 69.

bezieht. Nicht berücksichtigt wird darin der Sachverhalt, daß Lautsegmente in den verschiedenen Manifestationsbereichen der phonetischen Information — nehmen wir der Einfachheit halber nur den organo-genetischen, den akustischen und den auditiven Bereich — in unterschiedlichen Ähnlichkeitsbeziehungen zueinander stehen. Was bei homorganischer Artikulation einander sehr ähnlich ist, kann auditiv, wie sich in Experimenten herausgestellt hat, sehr unähnlich sein. Dies ist der Fall bei den Lauten [ç] und [j] wie auch bei [v] und [f].²

Ähnliches gilt für jedes Paar von Manifestationsbereichen. Die Konsequenz wäre die, daß bei rigoroser Anwendung des Ähnlichkeitsprinzips verschiedene Phonemsysteme in den verschiedenen Manifestationsbereichen nicht auszuschließen sind.

Die Bestimmung des Phonems als abstraktive Einheit scheint jedoch zusammen mit anderen Formulierungen darauf hinzudeuten, daß Trubetzkoy den Phonembegriff durchaus als theoretisches Konstrukt intendierte, zu dem zwar Korrelate der Realität abgeleitet werden können, das selbst aber nur begriffen werden kann im System einer Strukturbeschreibung, deren Abstraktionsstufe allerdings nicht allzu hoch angesetzt werden darf. Ist diese Deutung des in den „Grundzügen der Phonologie“ (nicht aber in den vorausgegangenen Aufsätzen) angelegten theoretischen Kerns richtig, dann werden im Kommutationstest, auch wenn Informanten hinzugezogen werden, nicht primär psychische oder physikalische Einheiten fixiert; die Feststellung von distinktiven Oppositionen ist vielmehr in erster Linie Glied einer Folge von Manipulationen, die bei der Präparation des Ausgangsmaterials durch eine phonetische Transkription beginnt und die endet bei der Konstitution des theoretischen Konstrukts, genannt Phonem. Die Anwendung des funktionellen Kriteriums, sei es als Bedeutungsunterscheidung oder als distributionelle Komplementarität, ist die eines methodischen Instruments. Das Instrument wird konstruiert nach Prinzipien, die von vornherein als linguistisch sinnvolle Axiome akzeptiert werden. Zu ihnen gehören z. B. das de Saussuresche Linearitätsprinzip und der Vorrang der Distinktion vor der Identifikation.

Was kann aus dieser kurzen Analyse für mein Problem gewonnen werden? Evident scheint dies zu sein: die empirische Basis der klassischen Phonologie ist die extrakommunikative Erfahrung der sprachlichen Kommunikationsmittel. Eine wissenschaftliche Präzisierung dieser Erfahrung wird erreicht in der phonetischen Transkription. Der Kommunikationstest, ebenfalls extrakommunikativer als auditiver Vergleich von Wortlautungen, gehört eigentlich schon einer höheren Ebene an, da er ohne zusätzliche Information mit transkribiertem Material arbeiten kann. Wenn also überhaupt psychische oder physikalische Einheiten aus einer phonologischen Analyse resultieren, so können es nur solche sein, die dem extrakommunikativen Erfahrungsbereich angehören. Für eine Extrapolation ihrer Existenz in den

² G. Ungeheuer: Extensional-paradigmatische Bestimmung auditiver Qualitäten phonetischer Signale, Proc. 5th int. Congr. phon. Sci., Münster 1964, S. 556—560.

kommunikativen Erfahrungsbereich fehlt in den theoretischen Voraussetzungen der Phonologie jegliche Grundlage.

Ist eine solche Real-Interpretation der Phoneme aber notwendig? Wären die phonologischen Theorien gründlich ausgebaut worden, sicherlich nicht. Dann nämlich würde man den Status der Konstrukte innerhalb der Theorie zu bewerten wissen; man würde auch ihre realen Korrelate kennen. Die Frage nach dem realen Existenzmodus würde man dann allerdings nicht aufwerfen. Sie wäre falsch gestellt, weil ein Scheinproblem involviert ist.

Nun enthalten so gut wie alle wichtigen Publikationen zur Phonologie an irgendeiner Stelle Aussagen, Hypothesen und Vermutungen, auch scheinbar experimentelle Befunde über derartige Phonemprojektionen in die Realität. Man kann sie vielleicht alle in die Frage zusammenfassen, die Cohen und van Katwijk zu Beginn ihres Beitrags zum letzten Kongreß der Phonetischen Wissenschaften gestellt haben: „Do phonemes have any kind of existence to the extent that they can be perceived?“³

So wie die Frage formuliert ist, gibt es nur eine Antwort: Phoneme als abstraktive Einheiten können nicht perzipiert werden. Wahrgenommen werden höchstens Phonemrealisationen. Aber die Frage soll wohl gar nicht so wörtlich verstanden werden. Gemeint ist vielleicht, ob Funktionsgleichheit und -ungleichheit von den Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft gerade so erfahren werden, wie es aus einer phonologischen Analyse hervorgeht. Empirisch läßt sich diese Frage natürlich nur beantworten, wenn man diesen Individuen das Lautungsmaterial in derselben Form vorlegt, wie es für eine phonetische Transkription zum Zwecke einer phonologischen Analyse angemessen wäre, und zwar vorlegt zum Zwecke einer extrakommunikativen Beobachtung. Die Antworten der Informanten werden dann aber in vollem Umfange vom Entwicklungsstand ihrer Erfahrung mit extrakommunikativen Manipulationen an sprachlichem Material abhängen. Man wird Antworten bekommen, die phonologische Ergebnisse bestätigen, man wird aber auch solche erhalten, die phonologisch nicht interpretierbar sind. Viele Informanten werden, das ist meine Erfahrung, Allophone als verschiedene Einheiten ansehen, andere werden in der Segmentierung gar nicht so weit gehen wollen, wie es die Phonologie verlangt. Man darf auch nicht vergessen, daß eine ausgeprägte Fertigkeit im Segmentieren von sprachlichen Lautungen — wiederum extrakommunikativ — durch das Erlernen und ständige Verwenden einer Buchstabenschrift uns allen in überstarkem Maße zu eigen ist. Wie steht es aber in diesem Punkte mit Individuen, die keine Buchstabenschrift oder überhaupt keine Schrift besitzen?

Wichtiger als dieses Problem ist mir jedoch ein weiteres Moment. In der Frage von Cohen und van Katwijk ist noch die Teilfrage enthalten: welche Rolle spielen Phoneme überhaupt im Kommunikationsprozeß selbst? Dies ist für das vorliegende

³ A. Cohen, A. F. V. van Katwijk: The perception of phonemes as a function of acoustic and distributional cues, Proc. 5th int. Congr. phon. Sci., Münster 1964, S. 231.

Problem eine entscheidende Frage. Hier kommt mit vollem Gewicht die Unterscheidung von kommunikativen und extrakommunikativen Betrachtungsweisen ins Spiel.

Bereits vor dem Auftauchen der Phonologie gab es in der Phonetik den Streit über Existenz oder Nichtexistenz von Sprachlauten, der dann später auf die Phoneme übertragen wurde. Einige Forscher sprachen sich für, andere gegen Laute aus; freilich wird der eigene Standpunkt nicht immer mit aller Schärfe herausgearbeitet, und manches erkennt man erst an den Argumenten, die den Irrtum der anderen erklären sollen. Paul gehört zu denjenigen, welche die Existenz von Sprachlauten in Zweifel gezogen haben. In seinen „Prinzipien“⁴ schreibt er:

„Eine wirkliche Zerlegung des Wortes in seine Elemente ist nicht bloß sehr schwierig, sie ist geradezu unmöglich. Das Wort ist nicht bloß eine Aneinandersetzung einer bestimmten Anzahl selbständiger Laute, von denen jeder durch Zeichen des Alphabetes ausgedrückt werden könnte, sondern es ist im Grunde immer eine kontinuierliche Reihe von unendlich vielen Lauten...“

Und bei Porzig, der durchaus in dieser Tradition steht, liest man.⁵

„Es werden also aus der unendlichen Fülle des tatsächlichen in der Lautung gegebenen einige wenige Züge ausgewählt, auf die es für die Anerkennung eines Lautes als desselben Lautes ankommen soll. Das nennt Karl Bühler das ‚Gesetz der abstraktiven Relevanz‘, wir können auf Deutsch ‚Gesetz der bedeutsamen Auswahl‘ sagen. Für was aber ist diese Auswahl bedeutsam? Nicht für den einzelnen Laut, denn so etwas gibt es gar nicht als selbständige Einheit. Wenn wir bisher von Lauten in diesem Sinne gesprochen haben, so war das eine Anpassung an unser Schulwissen. In Wahrheit sind die Laute der menschlichen Sprache nur wirklich als Züge oder Merkmale an der Lautgestalt des Wortes, so wie Flächen, Kanten und Ecken nur wirklich sind als Züge an einem Würfel, losgelöst von diesem aber gar nicht als für sich bestehend gedacht werden können.“

Zur Zeit des Prager Kreises traten der Prager Phonologie, wie ich die Phonologie Trubetzkoy's und seiner damaligen Kollegen nennen möchte, eine Reihe von Wissenschaftlern entgegen, die mit den dort entwickelten theoretischen Grundlagen sich nicht ganz einverstanden erklären konnten. Zu ihnen gehörte de Groot, Menzerath, Sotavalta und Collinder. Sie stimmten zwar mit den Verfechtern der Prager Phonologie darin überein, daß eine „funktionelle Klangwissenschaft“ (de Groot) geschaffen werden müsse. Der Prädominanz des Distinktionsbegriffs, der die Phonologie Trubetzkoy's charakterisiert, konnten sie jedoch nicht zustimmen. Die Evidenzen nun, die sie für die Rechtfertigung ihrer Kritik beibringen, entstammen alle, wie es auch bei Paul und Porzig der Fall war, dem Bereich kommunikativer Erfahrung mit den Sprachmitteln. Ich zitiere hier nur als Beispiel de Groot:⁶

⁴ H. Paul: Prinzipien der Sprachgeschichte, 1920^s, S. 51/52.

⁵ W. Porzig: Das Wunder der Sprache, München 1960, S. 52/53.

⁶ A. W. de Groot: Phonologie und Phonetik als Funktionswissenschaften, *TCLP* 4 (1931) 116—147, S. 125.

„Die wesentliche Funktion des Phonems ist: dadurch, daß es wiedererkannt, identifiziert wird, nötigenfalls die Wiedererkennung, Identifizierung von Wörtern oder Wortteilen, welche Symbolwert haben, zu ermöglichen oder zu erleichtern.“

Im Grunde ging es also darum, daß der Prager *Distinktionsphonologie* eine *Identifikationsphonologie* entgegengesetzt wurde. Dank der Tatsache, daß sich Phonetik und Linguistik von jeher überwiegend um Befunde extrakommunikativer Evidenz gekümmert hatten, und dank der großen theoretischen Leistung der ersten Phonologen, entwickelte sich die Distinktionsphonologie zur herrschenden Funktionsphonetik. Die Wissenschaftler, die mehr oder weniger explizit für eine Identifikationsphonologie als funktioneller Klangwissenschaft des kommunikativen Sprachumgangs eintraten, blieben in heuristischen Überlegungen stecken. Zum Teil lag dies daran, daß sie ihr Ziel nicht präzise genug herausarbeiten konnten; zum anderen Teil wurden identifikationsphonologische Analysen immer wieder durch den Versuch getrübt, Phoneme und Phonemsysteme der Distinktionsphonologie kommunikativ zu interpretieren.

Bei genauer Lektüre der gegenwärtigen phonetischen und linguistischen Veröffentlichungen ergibt sich, daß die Auseinandersetzung zwischen Distinktions- und Identifikationsphonologie auch heute noch anhält. Ebenso ist es immer noch sehr geläufig, extrakommunikative Ergebnisse in kommunikative umzudeuten, häufig in äußerster Simplizität. Als Beispiel für solche Verfahrensweisen zitiere ich die folgenden, resümierenden Sätze von Halle und Stevens:⁷

„In line with the traditional account of speech production, we shall assume that the speaker has stored in his memory a table of all the phonemes and their actualizations . . .

The analysis procedure that has enjoyed the widest acceptance postulates that the listener first segments the utterance and then identifies the individual segments with particular phonemes.“

Halle und Stevens fassen zwar in diesen Sätzen nur die Auffassung der Mehrheit der Wissenschaftler zusammen, doch enthält ihr Modell am Anfang und Ende des intendierten Kommunikationsprozesses wiederum nichts anderes als Konkatenationen von Phonemen.

Am ausgeprägtesten und bewußt in der Nachfolge de Groot's wird der Standpunkt der Identifikationsphonologie heute von Mol vertreten. Die Reihe seiner zusammen mit Uhlenbeck in *Lingua* veröffentlichten Aufsätze sind wohl vielen in Erinnerung.⁸ Erwähnen muß ich auch den Vortrag, den Mol auf dem letzten Kongreß in Münster unter dem Titel „Are Phonemes really realized?“ gehalten hat. Dort kommt er zu der kategorischen Aussage:

⁷ M. Halle, K. N. Stevens: Speech recognition, a model and a program for research; in: J. A. Fodor, J. J. Katz: The structure of language, 1964, S. 604—612.

⁸ Besonders ist zu nennen: H. Mol, E. M. Uhlenbeck: Hearing and the concept of the phoneme: *Lingua*, 8 (1959) 161—185.

„Phonemes, however, have not been discovered, they have been invented, which makes all the difference.“

Hier erinnert man sich an die Formulierung von Menzerath:⁹

„Ein sozusagen autonom fungierendes Lautsystem gibt es jedoch nicht. Jede Darstellung dieser Art ist offenbar eine Fiktion, ein Spiel mit Abstraktionen ... (S. 123).

Zugrunde liegt bei der Wortbildung nicht der ‚Gegensatz‘, sondern umgekehrt die ‚Formregel‘ ... (S. 125).

In diesen Reden und Gegenreden geht manches durcheinander. Die Situation klärt sich, so glaube ich, nur dann, wenn man den doppelten Umgang der menschlichen Individuen mit den sprachlichen Mitteln als Faktum festhält und diese Differenz prinzipiell auch in die Theorie einführt. Die linguistische Bedeutung der Distinktionsphonologie kann, auch wenn ihre Theorie angreifbar ist, durch kommunikationsbezogene Argumente nicht erschüttert werden. Eine eigenständige, funktionelle Phonetik der kommunizierenden Individuen kann andererseits ihre Grundlage nicht aus dem extrakommunikativen Erfahrungsbereich derselben Individuen gewinnen. Beide Betrachtungsweisen, die kommunikative und die extrakommunikative, sind in der Phonetik gleich wichtig, ihre kategorialen Unterschiede müssen jedoch mit aller Klarheit festgehalten werden. Die Ergebnisse aus den beiden Forschungsbereichen stehen nicht — wer würde dies auch vermuten? — beziehungslos nebeneinander; die Beziehungen können aber erst adäquat analysiert werden, wenn der wissenschaftliche Wert dieser Ergebnisse nicht durch Kontamination kommunikativer und extrakommunikativer Gesichtspunkte herabgesetzt werden.

Wahrscheinlich war Bühler derjenige, der das vorgelegte Problem unter allen seinen Zeitgenossen am besten durchschaut hat. Er war auch derjenige, der kommunikativen Vollzug und extrakommunikative Beobachtung wohl unterscheidend, eine Überbrückung beider Aspekte versuchte. Leider sind die Gedanken Bühlers heute fast in Vergessenheit geraten. Aus diesem Grunde erlaube ich mir, Bühler in einem längeren Zitat zu Wort kommen zu lassen:¹⁰

„Nur muß, wenn auf dem Wege des Signalementverfahrens der Horizont eines mühelosen Wiedererkennens auf Tausende von Einheiten erweitert werden soll, eine zweite Bedingung erfüllt sein, die man nicht aus dem Auge verlieren darf; man kann sie als Psychologie der aufstrebenden Phonologie unserer Tage nicht oft genug ins Merkbuch schreiben. Es ist die einfache Tatsache, daß kein Mensch imstande ist, Tausende von Gebilden, die wie die Eier in unserem Exempel einzig durch Notae-Kombinationen charakterisiert wären, praktisch so spielend, schnell und sicher auseinanderzuhalten, wie das jeder normal geübte Partner einer Sprachgemeinschaft mit den Klanggebilden der Wörter fertig bringt. Das ist eine Behauptung, welche ich zwar

nicht experimentell bewiesen habe, aber aus der Analyse des Wiedererkennens beim Lesen und vielen anderen Daten ableite; ein Faktum, das wie andere erkannt und respektiert sein will und auf die weitgehende Mitwirkung des akustischen Gesichts der Klangbilder bei ihrer Diakrise hinweist. Die Phonologie von heute löst die Aufgabe einer systematisch aufgebauten Diakrisenlehre nur im ersten Schritt und wird beim zweiten zur Gestaltpsychologie in die Lehre gehen müssen.“

Abschließend möchte ich mich nun noch der Frage zuwenden, ob nicht etwa die Unterscheidung von kommunikativer und extrakommunikativer Betrachtungsweise ganz oder teilweise enthalten ist entweder in der de Saussureschen Unterscheidung von „parole“ und „langue“ oder in der Differenz von „competence“ und „performance“. Die Frage wird besonders durch den Sachverhalt herausgefordert, daß sowohl „parole“ wie auch „performance“ sich eindeutig auf die konkreten Akte sprachlicher Kommunikation beziehen, also offensichtlich kommunikativen Konzeptionen zugehören.

Wenden wir uns zuerst der de Saussureschen Dichotomie zu. Es wurde von mehreren Autoren mit Recht darauf hingewiesen, daß der Begriff der „langue“ im „Cours de linguistique générale“ (der ja nicht von de Saussure selbst veröffentlicht, sondern von Bally und Sechehaye herausgegeben wurde) nicht eindeutig beschrieben ist und daher unterschiedliche Interpretationen zuläßt. Die verbreitetste Interpretation ist wohl die, welche den Gesichtspunkt des Systems („System von Systemen“) betont, und die im System gebundenen Einheiten durch negative Abgrenzungen gegeneinander („valeurs linguistiques“) abhebt. In diesem Sinne hat Trubetzkoy „langue“ als „Sprachgebilde“ übersetzt. Man kann aber im „Cours“ auch Stellen finden, in denen die Einheiten der „langue“ als psychische Größen aufgefaßt werden, die voll konkretisiert und nicht nur die linguistisch relevanten Unterscheidungsmerkmale mit sich führend sprachliche Kommunikationsprozesse konstituieren. Im Begriff der „langue“ sind also sowohl kommunikative wie extrakommunikative Aspekte berücksichtigt.

Was die „parole“ angeht, so kann man sagen, daß zwar dieser Terminus sich eindeutig auf die kommunikativen Akte bezieht, der dahinter stehende Begriff von de Saussure jedoch in erster Linie dazu verwendet wird, um den für ihn linguistisch wichtigen Gegenstandsbereich der „langue“ abzugrenzen. Der Gegensatz „kommunikativ-extrakommunikativ“ wird nicht thematisiert. Im Vordergrund steht vielmehr der Unterschied von System und Systemrealisierung in konkreten Akten sprachlicher Kommunikation. Das System, die „langue“ wird nach Kriterien, die dem extrakommunikativen Umgang mit der Sprache nachgebildet sind, aufgebaut, und die Sprachprozesse selbst werden erklärt als geordnete Folgen dieser Einheiten, die aus dem „langue“-Inventar abgerufen und je nach individueller Psyche eingetrübt oder angereichert werden mit zusätzlichen Vorstellungen, — ein Modell, das auch heute in der Linguistik noch sehr lebendig ist. Wenn man also auch in der Differenz von „langue“ und „parole“ viele verdeckte Hinweise auf eine Unterscheidung von kommunikativer und extrakommunikativer Spracherfahrung, bzw. ihrer theoretischen Präzisie-

⁹ P. Menzerath: Die Architektonik des deutschen Wortschatzes; *Phonetische Studien* 3, Bonn 1954.

¹⁰ K. Bühler: Sprachtheorie, Jena 1934, S. 282—283.

zung finden kann, so kann doch von einer vollen Übereinstimmung keine Rede sein.

Ähnliches trifft für das Begriffspaar „competence“ und „performance“ zu. Chomsky hat darauf hingewiesen¹¹, daß dieses in Beziehung steht zu der de Saussureschen Dichotomie. Sehr äußerlich ist bereits insofern eine Übereinstimmung festzustellen, als weder bei Chomsky noch bei einem seiner Mitarbeiter hinreichende Information darüber zu finden ist, was mit den beiden neu eingeführten Kategorien eindeutig gemeint ist. Nach Chomsky entspricht die „competence“ der „langue“ bis auf die Eigenheit, daß in der neuen Konzeption der „kreative“ oder eben „generative“ Aspekt in Form von Regelsystemen dominiert. In der Tat wurde in der generativen Grammatik eine Formalisierungsstufe und damit eine Höhe der Präzisierung erreicht, wie man sie zuvor in der Linguistik nicht gekannt hatte. Die sehr reduzierte, manchmal recht vage, immer aber außerordentlich stereotype Ausdrucksweise hat in den diesbezüglichen Veröffentlichungen jedoch nicht dazu beigetragen, die Grundkategorien der linguistischen Theorie wie „competence“ und „performance“ in allen Bestimmungstücken begrifflich zu fixieren.

Wie bei de Saussure der Begriff der „langue“ macht hier der Begriff der „competence“ offensichtlich die größten Schwierigkeiten. Er wird stereotyp erläutert durch das Wissen („the speaker-hearer's knowledge of his language“), das die Individuen von ihrer Sprache besitzen. Aber gerade am Begriff der „knowledge“ ist nicht klar, auf welchen Erfahrungsbereich er bezogen ist. Seit die „competence“ von Chomsky auf den „idealisierten Sprecher-Hörer“ bezogen wird, ist meines Erachtens die Verwendung von „knowledge“ in diesem Zusammenhang noch unklarer geworden. Die Redeweise vom „idealisierten Sprecher-Hörer“ soll offensichtlich auf diejenigen Züge an den sprachlichen Erscheinungen verweisen, die in einer Sprachgemeinschaft allgemeine, d. h. soziale Geltung haben, während die „performance“ den individuellen, konkreten Vollzug der Sprachakte betrifft, — ein Moment, das auch bei de Saussure eine bedeutsame Rolle spielte.

Zweideutig ist auch der Begriff der Regel, von dem einerseits gesagt wird, daß er innerhalb der Theorie nicht psychologisiert werden darf („generativ“ nicht gleich „produktiv“), der jedoch andererseits (freilich nicht bei Chomsky selbst) auch in Beschreibungen der Performance auftaucht.

Es bleibt mir kein Raum, an dieser Stelle meine Analyse der generativen Begriffsbildungen zu vertiefen. Andeuten wollte ich nur, daß auch „competence“ und „performance“ nicht den Gegensatz von „kommunikativ“ und „extrakommunikativ“ thematisieren, wenn auch viele Momente darin auf ihn verweisen.

Kurz erwähnen möchte ich noch, daß es eine Gegenüberstellung zweier menschlicher Verhaltensweisen gibt, in welche das von mir analysierte Begriffspaar eingeordnet werden kann. Ich meine die Dyade „image“ und „plan“, die von Miller, Galanter

und Pribram diskutiert wurde.¹² In ihrem Buch, in dem man an vielen Stellen sehr deutlich den Einfluß von Ideen aus dem Bereich der generativen Grammatik feststellen kann, wird diese Dichotomie auf weiten Strecken gekoppelt mit Überlegungen, die völlig mit meiner Unterscheidung von extrakommunikativem und kommunikativem Verhalten übereinstimmen. Da sich die Autoren ein viel allgemeineres Thema als nur die linguistischen Verhaltensweisen vorgenommen haben, sind auch ihre begrifflichen Kategorien allgemeiner. Ich meine jedoch, daß dieser Ansatz, befreit von allzu direkter Einflußnahme florierender linguistischer Theorien weiter verfolgt werden sollte.

Ich möchte am Schluß meiner Darlegungen an meinen ersten Satz erinnern: keinesfalls wollte ich hier eine Theorie über irgendeinen Bereich der Phonetik vorgelegen: ich wollte nur aufmerksam machen auf einen wichtigen Tatbestand, der mir evident erscheint, und dessen Bedeutung für Phonetik und Linguistik nach meiner Einsicht fundamentalen Charakter hat. An vielen Stellen meiner Erörterungen wird der Wunsch nach breiterer Beschreibung der Fakten, nach Präzisierung der wissenschaftstheoretischen (epistemologischen) Grundlagen und nach eingehender Begründung meiner kritischen Bemerkungen wach geworden sein. Ich hätte mir gewünscht, die Zeit dafür gehabt zu haben.

DISCUSSION

Akhmanova:

It is extremely difficult to understand why Prof. Ungeheuer speaks so slightly of what he describes as „Distinktionsphonologie“. The Prague School with its numerous developments, particularly, to my mind, the Soviet phonologists with Prof. Avanesov at their head have done excellent work for various languages with this approach to the problem as the general theoretical basis of their work. Phonology is „functional phonetics“. It is concerned with the „distinctive function“ of speech sounds, the „phoneme“ or rather „phonemes“ being two or more sounds the difference between which is not conditioned by position alone.

What Professor Ungeheuer describes as the possibility for an individual „seine sprachlichen Mittel zu beobachten, sie spielerisch auszuprobieren...“ etc., these facts I would relegate to the field of „paralinguistics“ which has been so profitably elaborated by people like Trager in America Crystal and Quirk in England, Renský in this country.

Lüdtke:

Die relativen Positionen von Frau Achmanova und Herrn Ungeheuer lassen sich vergleichen mit denen in der Physik zwischen Newton und Einstein. Der Frage „what is wrong about distinction phonemics?“ kan man in Parallele stellen „what is wrong about Newton's mechanics?“ — Sowohl die Distinktionsphonologie als auch Newton's Mechanik sind *brauchbar* innerhalb eines bestimmten Rahmens und nur dort. Sie sind nicht allgemein gültig. Ob sie richtig oder falsch sind, ist eine müßige Frage.

¹¹ N. Chomsky: Aspects of the theory of syntax; Cambridge (Mass.)1965.

¹² G. A. Miller, E. Galanter, K. H. Pribram: Plans and the structure of behavior; New York 1960.

Martinet:

J'aurais aimé que le conférencier nous indique rapidement quelles seraient les conséquences, en matière de méthodes et de résultats, du remplacement de la phonologie distinctive par une phonétique fonctionnelle sur la base de l'identification.

Vachek:

The "extrakommunikative Betrachtungsweise" contains, in Prof. Ungeheuer's definition, things which do not lie on the same level; "spielerisches Ausprobieren" is a thing profoundly different from observation and classification which are necessary attributes of any scientific approach.—The approach of Menzerath and others, stressing the continuous physiological and acoustic flow of utterances does not take into consideration the obvious fact that speakers and listeners quantize this flow (and the emphasis laid on this fact is the main merit of Prague and other phonologists.)—Finally, de Groot's stress on the "identifying function" of phonemes is not quite appropriate—the identifying function certainly exists but it is just a consequence of the distinctive function.

Zwirner:

Die Unterscheidung von kommunikativem und extrakommunikativem Aspekt spielt, wenn auch mit anderen Worten, eine bedeutende Rolle in der Theorie der Geschichtsforschung, insbesondere in der neutestamentlichen Hermeneutik. Seit die neutestamentlichen Schriften unter streng historischem Gesichtspunkt untersucht werden, der im vorigen Jahrhundert eine Methode gefunden hat, muß unterschieden werden, zwischen einem eschatologischen Verständnis dieser Texte im Sinn ihrer Autoren und einem wissenschaftlichen Verständnis dieser Texte im Sinn der modernen Geschichtsforschung. Diese Texte können in diesem Sinn nur verstanden werden, indem die Historiker sich dem Anspruch dieser Schriften im Hinblick auf ihre historische Aufgabe entziehen und sich also „extrakommunikativ“ verhalten. Dabei ist allerdings zu bedenken, daß es sich in diesen beiden Fällen des kommunikativen und extrakommunikativen Verhaltens um den Sinn jener Schriften handelt, zu dessen Begriff es gehört, daß er zusammengefaßt werden kann, und zwar bis zu einem Satz oder sogar bis zu einem Wort. Etwas Ähnliches gibt es für die Linguistik jedoch nicht.